

IRINA SCHERBAKOVA

## *Erinnerung und die Strategie des kollektiven und individuellen Überlebens im Gulag*

Als ich meine Interviews mit den früheren Gefangenen der stalinistischen Lager aufnahm, war die erste Frage beim Anhören der Lebensgeschichten, die ich vor allem mir selber stellte, folgende: Wie haben es meine Gesprächspartner/innen geschafft zu überleben? Ich habe zu Ende der siebziger bzw. zu Beginn der achtziger Jahre begonnen, die Erzählungen der ehemaligen Gulag-Häftlinge aufzuzeichnen, deshalb hatte ich es nicht nur mit dem physischen Aspekt des Überlebens zu tun, sondern gewissermaßen auch mit der psychischen Verarbeitung dessen, was sie durchgemacht hatten. In der Regel war der gesamte Bericht, die ganze Lebensgeschichte nicht so sehr ein Versuch, die Fragen der Interviewerin zu beantworten, als vielmehr ein Versuch meiner Interviewpartner/innen, für sich selbst eine Antwort auf diese Frage zu finden. Und es gab relativ oft eine Antwort, das heißt, ich war erfolgreich gewesen.

Natürlich gilt diese Formel in einem wesentlich höheren Grad und in einem viel umfassenderen Sinn für die Überlebenden des Holocaust in den nazistischen Vernichtungslagern, wo an der Rampe tatsächlich ein Wunder passieren mußte, damit man nicht zu jenen kam, die für die Vernichtung vorgesehen waren. Aber auch der absurde, blinde Charakter des Stalin-Terrors war dazu angetan, die Menschen fatalistisch zu stimmen - besonders während der Massenrepressionen, etwa zwischen 1937 und 1939, als nicht nur jeder Mensch, sondern auch jeder Untersuchungsbeamte, jeder NKWD-Schlächter von einem Moment zum anderen selbst zum Opfer werden konnte, als es so war, daß ein Mensch umso mehr Gefahr lief, vom Regime

vernichtet zu werden, je aktiver und ergebener er der Partei und diesem Regime diente. Deshalb kommt in zahlreichen Lebensgeschichten ein Standardsatz immer wieder vor: Ich habe Glück gehabt. Ich habe Glück gehabt, weil sie die Erschießung durch fünfundzwanzig Jahre Zwangsarbeit im Lager ersetzt haben. Ich habe Glück gehabt, wir haben nach dem Aufstand im Jahre 1953 in einem Lager in Workuta in der Tundra stundenlang auf die Erschießung gewartet, sie haben uns aber nicht erschossen. Ich habe Glück gehabt, weil ich von der normalen Arbeit zu einer Wetterwarte gekommen bin, ich habe Glück gehabt, ich bin an einen menschlichen Arzt gekommen, er hat mich behindert geschrieben, ich habe Glück gehabt ...

Natürlich gibt es außer diesen fatalistischen Verhaltensmerkmalen - sie sind eigentlich die hervorstechendsten im Empfinden zahlreicher ehemaliger Häftlinge bzw. Bedingungen des Überlebens, auch bestimmte Verhaltensmodelle, die sich hauptsächlich mit mündlichen Methoden, Interviews oder aus der Memoirenliteratur erschließen lassen. In den letzten Jahren hat sich in Rußland das Interesse der Wissenschaftler auf die vor kurzem geöffneten oder halbgeöffneten Archive verschoben. Allerdings gibt das Archivmaterial hier nicht besonders viel her. Darin lassen sich nur die mittelbaren Spuren dessen feststellen, was wir als Überlebensstrategie definieren. Jene Quellen, die unsere Fragestellung besser ausleuchten könnten, etwa das Spitzelsystem und das System der Begünstigung der Spitzel in Gefängnissen und Lagern des Gulag, finden sich in den sogenannten operativen Dokumenten und in den Agenturberichten, die den Forschern bis heute am wenigsten zugänglich sind und die auch in nächster Zeit kaum leichter zugänglich gemacht werden. Außerdem handelt es sich bei diesen Dokumenten - selbst bei den wenigen, in die wir Einblick erhalten - um Dokumente des Unterdrückungsapparates, sie berichten nicht ausreichend über die inneren Ursachen, die einen Häftling dazu veranlaßt haben, sich für das eine oder andere Verhaltensmuster zu entscheiden.

Die Erinnerungen machen es uns auch möglich, die Situation kennenzulernen, in der sich ein Mensch vor seiner Verhaftung befindet, was außerordentlich wichtig ist, da es bestimmend ist

für das Verhaltensschema und die Überlebensmethode, die ein Mensch auswählt, der ins Gefängnis oder Lager gekommen ist. Denn das GULag-System hat im Unterschied zum System der faschistischen Konzentrationslager über einen wesentlich längeren Zeitraum hinweg bestanden, es ist in den unterschiedlichen Perioden auch immer wieder modifiziert worden. Die Lager und Gefängnisse der zwanziger Jahre waren anders als jene in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre oder als jene nach dem Krieg.

Für das Verhalten des Häftlinge spielte es eine große Rolle, inwieweit sie psychisch auf die Verhaftung vorbereitet waren, das heißt folglich, wie weit ihr Verständnis für die Vorgänge im Land reichte und welche Einstellung zur Obrigkeit sie hatten. Das ist völlig unterschiedlich etwa bei den Trotzisten, die bereits von der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre an repressiert wurden, oder bei den sogenannten alten Bolschewiki-Leninisten oder stalinistischen Emporkömmlingen von der Spitze der Nomenklatur und der Partei, die zwischen 1937 und 1939 Opfer der Massenrepressionen wurden. Wiederum eine völlig andere Einstellung hatten die Häftlinge in den Nachkriegslagern, sie verfügten fast durchweg über militärische Erfahrung, waren aus der deutschen Gefangenschaft geflohen oder hatten sich am bewaffneten Kampf gegen die Sowjetmacht beteiligt, wie etwa die westukrainischen Bandera-Anhänger oder die litauischen Waldbrüder.

Für die dreißiger Jahre ist es ganz offensichtlich, daß nur sehr wenige die Vorgänge nüchtern einschätzten, in der Regel waren es diejenigen, die auch bereits vor ihrer Verhaftung gefährdet waren - wegen ihrer sozialen Abstammung oder wegen ihrer politischen Ansichten - und die bereits in den zwanziger Jahren in Konfrontation zum Repressionsapparat gerieten.

Am wenigsten »vorbereitet« waren diejenigen, die die Stütze des stalinistischen Regimes bildeten, die zu den Parteiaktivisten oder zur staatlichen und Parteinomenklatur auf allen Ebenen gehörten. Ihre Treue und Ergebenheit gegenüber Partei und Regime, die sich für die überwiegende Mehrheit in Stalin verkörperte, führte dazu, daß die Verhaftung für sie völlig unerwartet kam und eine Schockreaktion auslöste. »Mir kam es wie

ein Alptraum vor.« Das ist ein Stehsatz in den Erinnerungen derjenigen, die zwischen 1936 und 1939 verhaftet wurden. Als erstes dachte man an eine faschistische Verschwörung.

»Ich habe die Situation derartig mißinterpretiert, daß ich mich, als ich zu Beginn des Jahres 1939 nach dem Sturz von Jeshow unerwartet aus der Haft entlassen wurde, sofort dar machte, einen Brief mit folgendem Inhalt an die Regierung abzufassen: »Überprüfen Sie folgendes: Alle hundert Personen, die mit mir in einer Zelle saßen, sind unschuldig, die Faschisten haben das NKWD unterlaufen.« Das berichtet die Lenin-Graderin Zilja L., wissenschaftliche Mitarbeiterin des Pawlow-Instituts. »Ich habe die Situation derartig fehlinterpretiert«, erzählt die Komintern-Mitarbeiterin Wilhelmina S., »daß ich am Anfang dachte, es handle sich nicht um eine gewöhnliche Verhaftung, sondern um eine Prüfung für die nächste Aufgabe.«

Das innere Nichtvorbereitetsein auf die Verhaftung hängt damit zusammen, daß sich die Verhafteten keinerlei Schuld bewußt waren, was ihre Fähigkeit zum moralischen Widerstand untergrub. Es war für diese Art Menschen charakteristisch, sich völlig mit dem Regime zu identifizieren - für sie war das alles nicht »ihres«, sondern »unseres«, es waren »unser Land«, »unsere Partei«, »unser sowjetisches Gefängnis« und »unser Untersuchungsbeamter«. Genau damit ist auch die Scham zu erklären, die sie - wie sie berichteten - gegenüber den verhafteten ausländischen Kommunisten und gegenüber den jungen Nicht-Kommunisten empfanden.

Zum Schock der Verhaftung gesellte sich der Schmerz über die Trennung von den Familienangehörigen, vor allem unter den Frauen, denn unter den Verhafteten, und insbesondere unter den sogenannten »Ehefrauen der Volksfeinde«, gab es sehr viele junge Frauen, die unter der Trennung von ihren kleinen Kindern litten und sich um deren Schicksal schrecklich ängstigten.

Der Übergang in den Häftlingsstatus ist mit bereits oftmals beschriebener physischer Erniedrigung verbunden - mit einer erniedrigenden gynäkologischen Untersuchung für Frauen, mit der Abnahme von Haarnadeln und Gummibändern, danach folgt fast unvermittelt die Verwandlung in eine zerlumpte Häftlingsfrau mit nichthaltenwollender Unterwäsche und ebensol-

chen Strümpfen, mit nichtpassender Hose ohne Gürtel und Schuhen ohne Schuhbänder. Dieser Vorgang ist übrigens präzise auf den im Gefängnis angefertigten Fotos festgehalten, die in den Untersuchungsunterlagen erhalten geblieben sind.

Eine häufige erste Reaktion des Häftlings in der Zelle besteht darin, daß er glaubt, rundherum gäbe es lauter Feinde, das seien alles Kriminelle, er allein sei irrtümlich festgenommen worden, der Untersuchungsbeamte sei ein Freund und Gesinnungsgenosse, dem er erklären müsse, daß er völlig unschuldig sei. Manchmal war der Untersuchungsbeamte tatsächlich jemand, den der Verhaftete bereits zuvor, in der Freiheit, getroffen hatte, irgend jemandes Verwandter oder ein Bekannter eines Bekannten. »Schauen Sie, wenn Sie sich benommen hätten, wie es sich gehört, könnten wir jetzt bei N. beim Tee zusammensitzen«, sagte der Untersuchungsbeamte zur Ballerina W., nachdem er sie im Butyrka-Gefängnis 1937 erkannt hatte. Danach konnte es vorkommen, daß man demselben Untersuchungsbeamten im Lager wieder begegnete, diesmal war er allerdings selbst bereits ein Häftling, eine solche Episode wird in den Erinnerungen von Jewgenija Ginsburg beschrieben.

Nach der Verhaftung erweisen sich zwei Faktoren als besonders bedrückend: das Gefühl der Einsamkeit und die Konfrontation mit dem Verrat.

Eine besondere psychische Belastung machten Häftlinge durch, die für eine Zeit in eine Einzelzelle verlegt wurden. »Sie brachten mich in die Lubjanka in eine Einzelzelle. Das war derartig schrecklich, besonders die Einsamkeit war schwer zu ertragen, ich dachte, ich müßte verrückt werden. Ich begann auf einmal französische Verben zu konjugieren, ich konjugierte und konjugierte und konnte überhaupt nicht mehr damit aufhören. Dann bekam ich unerträgliche Zahnschmerzen, am nächsten Tag konnte ich nicht einmal mehr Brot kauen. Ich war glücklich, als ich in die Gemeinschaftszelle zurückkam«, erinnert sich Tatjana S., die zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung - nach der Verhaftung ihrer Eltern im Jahre 1938 - eine 18jährige Schülerin war.

Zur Zeit der Massenrepressionen - und wann gab es in der Stalinzeit keine Massenrepressionen - hielt man selten jeman-

den lange in einer Einzelzelle gefangen. Im Herbst 1937 satten im Butyrka Gefängnis in Zellen für 20 Personen an die 300 Häftlinge.

Obwohl der Sowjetbürger jener Zeit sehr gut auf ein Leben im Kollektiv eingestellt war - in der Baracke, in der Gemeinschaftswohnung, in der Kaserne und im Wohnheim -, reduzierte sich im Gefängnis oder im Lager der aus Baracke und Gemeinschaftswohnung vertraute Lebensraum auf Null. Selbst auf dem Schlaflager konnten sich nur alle gemeinsam umdrehen. Aber auch angesichts des völligen Fehlens von physischem Freiraum empfinden die Häftlinge äußerste Einsamkeit und Angst. Dieses Gefühl entsteht, wie bereits oben angeführt, aus der völligen Verwirrung heraus, aus dem Nichtbegreifenkönnen der Situation, in der sich der Häftling befindet, gerade deshalb fühlen sich diejenigen sicherer, die bereits vorher schon einmal verhaftet gewesen waren oder diejenigen, die das zumindest irgendwie innerlich vorher erwartet hatten. Allerdings konnte zu Ende der vierziger Jahre auch die umgekehrte Erscheinung beobachtet werden: Menschen, die bereits zehn Jahre abgesehen hatten und die nun ein zweitesmal verhaftet wurden, verfielen angesichts der Hoffnungslosigkeit in eine Depression und versuchten Selbstmord zu begehen.

Außerordentlich belastend wirkte die Konfrontation mit dem Verrat, wenn der Untersuchungsbeamte die Aussagen der allemächsten Menschen - der Ehefrau, des Ehemannes, des Sohnes oder der Mutter - verlas, wenn es zur persönlichen Gegenüberstellung mit Personen kam, die phantastische Anschuldigungen erhoben. Das ging übrigens so lange, bis der Verhaftete, der grausam gefoltert wurde, selbst ebenfalls derartige Aussagen machte. Aus dem Untersuchungsfall des deutschen Kommunisten B.

in Moskau 1936.

»Ich habe bereits früher ausgesagt, daß meine Frau, als sie im Herbst 1934 in Prag war, den Trotzlisten Wollenberg kennenlernte ... Von meiner Frau wußte ich, daß Wollenberg ihr erzählt hatte, daß er ein Feind der WKP/b und der Komintern sei und daß er illegal aus der Sowjetunion geflüchtet sei, um den Kampf gegen sie aufzunehmen. Es war für mich klar, daß Wol-

lenberg mit solchen Gesprächen beabsichtigte, meine Frau als Verbindungsperson des Prager trotzkistischen Zentrums anzuwerben. Das alles verheimlichte meine Frau gegenüber den Parteinstanzen, sie verheimlichte es, weil sie sich selber mit der konterrevolutionären Einstellung Wollenbergs und der Trotzlisten insgesamt solidarisierte ...«

Aus einem anderen Untersuchungsfall, verhört wird der junge Arbeiter Sch.:

»Ich kann keinen konkreten Beweis dafür anführen, daß meine Mutter eine Spionin ist, aber folgende Momente ihres Verhaltens bringen mich auf den Gedanken, daß meine Mutter Spionage auf dem Staatsgebiet der UdSSR betreibt - sie hat mich gefragt, was wir im Betrieb produzieren, obwohl sie genau wußte, daß ich kein Recht habe, darüber etwas zu sagen. Außerdem hat sie in letzter Zeit in ihrer Tasche relativ viel Geld gehabt ...«

Das Thema des Spitzelunwesens und des Verrates tritt in diesen Jahren deshalb so stark in den Vordergrund, weil die Menschen darin die Ursache für ihre Verhaftung erblicken, üblicherweise begreifen sie nicht, daß die Schuld daran das System trägt, das dieses Spitzelunwesen hervorbringt. Die Behörden versuchen auch, auf einzelne Spitzel die Schuld für die Massenverhaftungen zu schieben, als sie im Jahre 1939 das Signal zur Beendigung der Bespitzelung geben, weil sie vor der Tatsache erschrecken, daß sich das Schwungrad des Terrors derart stark beschleunigt, daß es unkontrollierbar zu werden droht. Bis hin zum Chrustschowschen »Tauwetter« behält die Formel »Verhaftet wegen verleumderischer Spitzelaussage« ihre Gültigkeit.

Die ungeheure Welle der Bespitzelung erklärt sich vor allem aus der Angst vor dem Terror und aus dem Bestreben, sich selbst mit dem Regime zu identifizieren, das die Repressionen durchführt und solcherart unbehelligt zu bleiben. Die Besonderheit des sowjetischen Totalitarismus-Modells bestand jedoch darin, daß der Repressionsapparat, der sogar Spitzel anwarb und das freiwillige Spitzelunwesen in jeder Hinsicht begünstigte, keinerlei Sicherheit gewährleistete. Er gewährleistete keine Sicherheit für Spitzel, ja nicht einmal Sicherheit für die Angehörigen des Repressionsapparates selbst.

Im Untersuchungsfall des deutschen Kommunisten Sch., der 1937 erschossen wurde, ist folgender Brief an Stalin erhalten:

*»Genosse Stalin,  
Seit 1935 habe ich ständig für NKWD gearbeitet. In Charkow, in Simferopol und jetzt in Moskau habe ich im Auftrag von NKWD mit vielen Ausländern Verbindung gehabt, habe NKWD immer genau informiert. Am 29. 7. 37 wurde in Moskau mein bürgerlicher [sic!, viell. bourgeois, die Übers.] Bruder verhaftet. Ich habe 1936 über diesen Bruder eine Meldung an NKWD geschrieben. Hier in Moskau war ich mit der zentr. NKWD in Verbindung ... Ich kann mir meine Verhaftung nur so erklären, das [sic!] obl. NKWD nicht wußte, daß ich für zentr. tätig war ... Von NKWD hat man gesagt, daß ich geholfen habe, eine Spionageorganisation von 60 Leuten aufzudecken ... Bitte, Genosse Stalin, helfen Sie mir...«*

Den Erinnerungen nach zu urteilen hingen die Kraft zum Widerstand und das Bestreben zu überleben, was übrigens keineswegs immer identisch miteinander war, in hohem Maße vom Verlauf der Untersuchung ab. Auch hier gab es unterschiedliche Verhaltensmodelle mit unterschiedlichem Ausgang. Manchmal mußte der Untersuchungsrichter lediglich - besonders bei jungen Frauen - arg zu schimpfen anfangen, um sie so zu erschrecken, daß sie anfangen, zu gestehen, manchmal waren stundenlange Verhöre und Folterungen notwendig. »Ich hatte solche Angst, ich hatte mir ja nicht vorstellen können, daß in sowjetischen Gefängnissen gefoltert wird ... Ich geriet jedesmal in Panik, wenn ich aus der Zelle herausgeführt wurde, es hätte ja zum Erschießen sein können. Wenn sie mich geschlagen hätten, hätte ich alles unterschrieben, daß ich ein chinesischer Mandarin bin und auch, daß ich einen Tunnel von Bombay nach London hätte graben wollen. Ich hatte einen guten Untersuchungsrichter, er schrie nicht, er beleidigte mich nicht, sicher, wenn man ihm befohlen hätte, uns umzubringen, dann hätte er uns auch umgebracht.« (Bericht von Tatjana S.)

Es war eine zweischneidige Angelegenheit. Einerseits war es so, daß jemand sich physisch umso eher retten konnte, je früher er begann, Geständnisse abzulegen und die phantastischsten Anschuldigungen zu unterschreiben. Nicht zufällig gibt es unter

den Überlebenden einen großen Prozentsatz an Personen, die keiner körperlichen Folter ausgesetzt waren. Andererseits jedoch hatten nicht nur die Aussagen über andere Personen - über Freunde und Kollegen, häufig handelte es sich um ganz nahestehende Personen -, sondern die Selbstbeschuldigungen zerstörerische Auswirkungen auf die Psyche. So wurde beispielsweise Raissa N. 1949 verhaftet, weil sie während des Krieges nach Deutschland verschleppt worden war. Ihren Worten zufolge hatte ihr im Lager die Überzeugung geholfen zu überleben, daß sie kein Geständnis über die Unterstützung des Feindes oder über Spionage unterschrieben hatte ... Um so schrecklicher war ihre Verzweiflung, als sie vor kurzem ihren Untersuchungsfall ausgehändigt erhielt und feststellte, daß es darin ein unterschriebenes Geständnis gab. Natürlich ist es gut möglich, daß jemand ihre Unterschrift gefälscht hat. Auch das kam vor. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß ein Selbstschutzmechanismus wirksam wurde - das nach stundenlangen nächtlichen Verhören herausgeschlagene Geständnis wurde in der Erinnerung verdrängt. Es kam auch vor, daß man nach Ablegung eines bei der Untersuchung gemachten Geständnisses nicht mehr normal weiterleben konnte, wie dies Soja M. in Erinnerungen feststellt. »Ich erinnere mich an die Frau eines unserer Mitarbeiter in China ... Bei den Verhören hielt sie der Folter nicht stand und unterschrieb eine Aussage, die ihren Mann belastete. Sie durchlitt die schrecklichsten Gewissensqualen und wiederholte unaufhörlich: Wie konnte ich das nur tun, wie konnte ich nur. Sie sagte, sie wollte nicht mehr länger leben, sie versuchte auf jede erdenkliche Art, ihr Ende zu beschleunigen ...«

Natürlich hatte jeder Mensch seine individuelle Grenze, bis zu der er sich halten konnte, bevor er auch die phantastischste Lüge unterschrieb. Allerdings, so sagte Boris F., früher Chefkonstrukteur im Stalin-Automobilwerk, der 1950 zu 25 Jahren Lagerhaft verurteilt wurde: »Wenn sie unbedingt ein Geständnis von uns gebraucht haben, dann haben sie es auch bekommen. Oder sie haben dich umgebracht. Aber wenn man das Glück gehabt hat, nicht zu unterschreiben, dann heißt das, daß sie zu irgendeinem Moment auf uns gepfiffen haben, vielleicht war eine Aussage einfach nicht mehr notwendig.«

Interessant ist, daß in den Erinnerungen der Gulag-Überlebenden äußerst selten als Motiv, das geholfen hat zu überleben, das Monte-Christo-Motiv der Rache angeführt wird. Man hegt seinem Peiniger gegenüber keine Rachegefühle, obwohl viele sich an deren Namen erinnern und sogar ihr weiteres Schicksal verfolgen. Erniedrigung und Verrat, Folter und, was die Hauptsache ist, das Unverständnis für die Ursachen dessen, was da passiert ist, führen zum körperlichen und moralischen Niedergedrücktsein. Es war manchmal schwierig, nicht den Verstand zu verlieren, weil das, was ablief, an absurdes Theater gemahte.

So wird etwa die Frau des berühmten Flugzeugkonstruktors Tupoljew 1938 im Butyrka-Gefängnis bei einem Verhör gezwungen, ihrem Mann einen Brief zu schreiben - er sitzt zu dieser Zeit ebenfalls im Gefängnis -, aus dem er den Eindruck bekommen soll, daß sie in Freiheit ist, daß sie gesund und alles in Ordnung ist und die Kinder brav lernen. Olga P. holt man aus der Zelle, sie muß sich umziehen, sie wird zum Friseur geführt und man organisiert ein Treffen mit ihrem Mann. Er soll denken, daß sie in Freiheit ist.

Es ließe sich eine Vielzahl derartiger Beispiele anführen. Der Aufenthalt im Untersuchungsgefängnis dauerte in der Regel monatelang, deshalb begannen in den Häftlingen nach und nach die Überlebensmechanismen wirksam zu werden. Vor allem das Verständnis dafür, daß die Menschen rund um den Verhafteten keine Feinde sind und daß alle ein gemeinsames Schicksal erleiden. Daraus entstehen Kameradschaft, Freundschaft und gegenseitige Unterstützung unter den Häftlingen, was auch von den ehemaligen Häftlingen als wichtigste Faktoren für das Überleben genannt wird. In den Gefängnissen und Lagern der dreißiger Jahre saßen wirklich Menschen aus einem bestimmten Kreis, die einander direkt oder indirekt kannten oder die von einander gehört hatten. Besonders bei älteren Frauen, die draußen Kinder haben, entwickeln sich häufig mütterliche Gefühle gegenüber den jungen Zellengenossinnen. Die stärksten und gebildetsten unter ihnen stützen sich auf den Intellekt und fangen an, Wissen weiterzugeben, diejenigen zu unterrichten, die lernen wollen. In den Zellen wird der Unterricht

organisiert, es wird Fremdsprachenunterricht gegeben. Aus den Erinnerungen geht hervor, daß der Unterricht besonders intensiv in den Zellen, nicht jedoch im Lager stattgefunden hat, wo die harte körperliche Arbeit kaum Kraft für geistige Beschäftigung gelassen hat - hier war alles auf das nackte Überleben ausgerichtet.

Eine große Rolle spielt die Aufmerksamkeit für die persönliche Hygiene und die Aufrechterhaltung der körperlichen Kraft. Besonders Frauen heben hervor, was für ein wichtiger Faktor das ist. Irina U. erzählte, wie ihre Zellengenossin ein Stück Verputz von der Wand kratzte, um sich die Nase zu pudern, bevor sie zum Verhör ging. Sie tat das keineswegs, weil sie etwa dem Untersuchungsrichter gefallen wollte, sondern weil sie nicht derart erniedrigt und heruntergekommen vor ihm stehen wollte. Auch in den Lagererinnerungen der Frauen wird mehr Gewicht auf die Aufrechterhaltung von Sauberkeit und Körperpflege gelegt als bei den Männern. Man wäscht sich, egal, wie kalt es ist, und wenn es kein Wasser gibt, reibt man sich mit Schnee ab usw. Diese einfachen Prozeduren erlangen existenzielle Bedeutung.

Jelena Sh. führt ein Beispiel für ein typisches Gefängnisverhalten an:

»Unsere Zelle hatte die Nummer 252, sie befand sich im ersten Stock. Daneben waren um die Ecke Zellen mit psychisch Kranken, von dort drangen immer wieder markerschütterndes Stöhnen, Klopfen und Kirchengesang zu uns herüber. Um nicht vor Angst um unsere Kinder und wegen der Ausweglosigkeit unserer Lage verrückt zu werden, beschlossen wir, uns irgendwie zu beschäftigen. Man überwachte uns ständig durch das Guckloch, aber wir brachten es trotzdem fertig, eine »Butyrka«-Schnur aus Fäden zu flechten, die wir dadurch erhielten, daß wir Fil de Perse-Strümpfe auftrennten. Das Wichtigste an dieser Schnur war, daß man sie sofort wieder auftrennen konnte, wenn man an zwei Fäden zog und sofort wieder von vorne anfangen konnte. Wir wagten uns sogar an das Nähen heran, indem wir ein Streichholz, von dem wir den Kopf abgerissen hatten, an der Gefängnisdecke spitzten und am Ende, wo vorher der Kopf gewesen war, mit den Fingernägeln ein Loch mach-

ten, da fädelten wir dann den Faden durch. Julia T. und ich lernten Sprachen - sie brachte mir Englisch bei und ich ihr Deutsch. Außerdem stellten wir uns die Aufgabe, in der Zelle pro Tag mindestens vier Kilometer zurückzulegen, dafür schätzten wir die Entfernung zwischen der Tür und dem mit Brettern verschlagenen Fenster und rechneten uns aus, wie oft wir hin und her gehen mußten. Um nicht vom Zählen der Längen abzukommen, nahmen wir fünfzig Streichhölzer aus der Schachtel in eine Hand und bei jeder Wende legten wir ein Streichholz von einer Hand in die andere.«

Es war klarerweise wichtig für das Überleben, nach Möglichkeit irgend etwas Handwerkliches zu machen und sich körperlich in Form zu halten, aber nicht minder wichtig war es, seelisch in Form zu bleiben. So findet die Stillung des emotionellen Hungers dadurch statt, daß man nicht nur sein eigenes Leben lebt, sondern daneben auch noch einige andere Leben, wenn es angesichts des überaus engen Gefängnis- und Lagerkontaktes zu einer Art Austausch der Lebensgeschichten kommt, wahrscheinlich stellte das vor allem für junge Menschen eine Art Kompensation für die mangelnde Lebenserfahrung im Alltagsleben dar, das man ihnen ja geraubt hatte.

Paulina S. wurde 1937 zu zehn Jahren Gefängnishaft verurteilt, sie erzählt: »Als man uns im Gefängnis von Jaroslawl auf die Zellen aufgeteilt hat, bat ich darum, nicht zu R., sondern zu T. kommen zu dürfen, weil ich mit R. schon mehrere Monate zusammen in einer Zelle verbracht hatte und alles über sie wußte. Ich wollte jetzt mit jemandem Neuen Zusammensein.«

Das Durchleben mehrerer Leben »von außen« ist überaus charakteristisch für ehemalige GULag-Häftlinge, deshalb werden üblicherweise praktisch auch in jedem Lebensbericht mehrere fremde Lebensgeschichten einbezogen.

Das freundschaftliche und menschliche Mitgefühl und die Anteilnahme sind von derartiger Wichtigkeit, daß selbst vereinzelte Episoden und flüchtige Begegnungen das ganze Leben hindurch erinnert werden.

Ljubow G. wurde nach der Urteilsverkündung - sie erhielt 1937 zehn Jahre Gefängnishaft - ohnmächtig. »Ich bin erst in der Zelle wieder zu mir gekommen«, erinnert sich L. » Ich sitze

auf dem Boden, und neben mir in meinem Hut - denn ich war in einem schönen Kostüm und mit Hut ins Gefängnis gekommen - liegen Zwieback und Gebäck. Das haben mir meine Leidensgenossinnen hingelegt, um so ihre Anteilnahme zu zeigen.«

Es gibt unzählige ähnliche Beispiele.

Eines davon ist eine von Alexandra K. beschriebene Episode. »Wir waren in Sibirien im Dezember 1938 auf Transport, wir wurden in einem hergerichteten Waggon befördert. Wir froren bis auf die Knochen. Einige Frauen warteten apathisch auf ihr Ende, andere weinten und baten um Hilfe, die energischeren unter uns trommelten gegen die Waggonwände und schrien, daß wir erfrieren würden, aber ihre Stimmen wurden vom Rollen der Räder übertönt. Ich trug leichte Schuhe und spürte meine Füße schon seit langem nicht mehr. Mir graute, wenn ich daran dachte, daß sie mir abfrieren würden. Da sah eine Nonne im langen schwarzen Ordensgewand, die vorher ruhig in der Ecke gesessen war, wie es um mich bestellt war. Sie wickelte meine Füße in ihr langes Gewand und rieb sie langsam wieder warm. Ich lehnte mich an ihre Schulter und konnte mich nicht mehr beherrschen, dann fing ich einfach zu heulen an. In dieser Nacht haben sich in unserem Waggon viele Frauen Erfrierungen zugezogen. Mich hat menschliche Anteilnahme gerettet.«

Was für eine Bedeutung die zwischenmenschlichen Beziehungen hatten, formuliert Paulina S. sehr richtig, die etwa 20 Jahre in den stalinistischen Lagern und Gefängnissen zugebracht hat. »Wenn Sie mich fragen, ob das Gefängnis oder das Lager besser war, so weiß ich darauf keine Antwort. Beides war fürchterlich. Aber wenn Sie mich damals auf Kolyma gefragt hätten, ob ich ins Gefängnis oder ins Lager gehen will, hätte ich darauf geantwortet: Ich gehe dorthin, wo meine Freunde hingehen.«

In der Atmosphäre des Gulag, wo die ungeschriebene Verbrecherregel - stirb du heute und ich morgen - Gültigkeit hatte, war es überlebensnotwendig, daß Gruppen gebildet wurden - nach sozialen, politischen oder ethnischen Kriterien, deren Angehörige einander gegenseitig halfen. In den zwanziger und zu Beginn der dreißiger Jahre waren das oppositionelle Häftlinge

- Sozialdemokraten, Trotzlisten, Sozialrevolutionäre, die Gefängniserfahrung noch aus der Zeit vor der Revolution hatten. Aber diese Menschen wurden während der Massenrepressionen praktisch vollständig vernichtet. Die Partei- und Sowjetschicht, die ab Mitte der dreißiger Jahre in den Gulag kam, wurde mit der Herrschaft der Kriminellen konfrontiert, die praktisch alle Privilegien für sich in Anspruch nahmen. Das fiel übrigens auch mit dem Faktum zusammen, daß die Politischen, die vorher von den Kriminellen getrennt gehalten worden waren, jetzt mit ihnen zusammengelegt wurden. Natürlich kam es auch vor, daß jemand von den sogenannten politischen Häftlingen, also von denjenigen, die nach Art. 58 verurteilt worden waren, sich dem kriminellen Milieu anpaßte, aber weitaus verbreiteter war das Bestreben, sich abzugrenzen und Beistandsstrukturen aufzubauen. In dieser Hinsicht beginnt sich die Situation in einigen Lagern mit Kriegsbeginn zu ändern, zu einer Zeit, als der Gulag immer mehr ein riesiges Industrieimperium wird, in dem die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Produktion nur mehr durch die verhafteten Fachleute gewährleistet werden konnte. In der sowjetischen Variante des Lagersystems gab es jedoch nicht die ethischen Barrieren, die die deutschen Kommunisten etwa in Buchenwald beachteten, als sie mit der SS-Lagerverwaltung zusammenzuarbeiten begannen und nach und nach in alle Schlüsselpositionen eindringen. Im Gulag stellte sich die Frage des sittlichen oder unsittlichen Verhaltens lediglich in bezug auf die sogenannten »Klopfer« - die Lagerspitzel. In allen anderen Bereichen war die Zusammenarbeit mit den Behörden für diese Gruppe etwas Selbstverständliches. Sehr viele glaubten trotz alledem weiterhin an die Richtigkeit des sogenannten Leninschen Weges, der nur vorübergehend von Stalin entstellt worden war. In seiner Erzählung »Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch« beschreibt Solschenizyn genau diesen Unterschied in der Lagerhierarchie zwischen einem einfachen Arbeiter und den sogenannten »pridurki«, Holzköpfen - den privilegierten Häftlingen.

Während des Krieges und danach strömte ein breites, völlig anders geartetes Kontingent von Menschen in die Lager. Diese Menschen verfügten über militärische Erfahrung, sie waren aus

der Gefangenschaft geflohen, hatten sich gegen die Sowjetmacht erhoben und ein Stück von Europa gesehen. Sie benahmen sich wesentlich mutiger und entschlossener als die von Ängsten niedergedrückten Kommunisten, die in den dreißiger Jahren zu Opfern geworden waren, sie waren zur Flucht und sogar zum bewaffneten Widerstand bereit. Ausgelöst durch die Veränderungen während des Krieges und danach begannen sich die Häftlinge in den Lagern wesentlich enger in einzelnen Gruppen - die sich über ethnische oder soziale Merkmale definieren - zusammenzuschließen. Es handelte sich dabei um die sogenannten Waldbrüder, Partisanen, welche die Sowjetmacht im Baltikum bewaffnet bekämpften, um die Benders-Anhänger in der Westukraine, um ehemalige Angehörige der Sowjetarmee, die verhaftet waren, weil sie in deutscher Gefangenschaft gewesen waren oder Kontakt zu den Alliierten gehabt hatten oder einfach weil sie während des Krieges übermütig geworden waren und die Zunge nicht im Zaum halten konnten. Ein typisches Beispiel dafür ist der junge Oberstleutnant Tsch., der im Militär eine glänzende Karriere vor sich hatte. Im Jahre 1949 wurde im Kino der Film »Der Fall von Berlin« gezeigt, als eine absolut verlogene Szene gezeigt wurde, in der es darum ging, daß Stalin nach Berlin fliegt und sein Flugzeug direkt vor dem Reichstag landet, da schrie er für alle hörbar: »Was soll das? Wir haben diesen Engel nicht gesehen.« Dafür bekam er zehn Jahre Lager wegen antisowjetischer Agitation.

Solche Gefangene verhalten sich jetzt anders. Sie organisieren Fluchtversuche, später, zu Beginn der fünfziger Jahre organisieren sie Streiks, sie nehmen einen ernsthaften Krieg gegen die Spitzel auf. Es mag scheinen, als ob diese Verhaltensmuster nicht unmittelbar in das Schema dessen, was man unter Überleben versteht, passen würden, daß sie häufig auch zu direkt entgegengesetzten Resultaten führen, d.h. zu Tod oder einer neuen Lagerhaft. Trotzdem handelt es sich auch dabei um eine Demonstration des verzweifelten Wunsches zu überleben, aber auch um den Ausdruck der Bereitschaft, dafür ein tödliches Risiko einzugehen.

Natürlich ist im Gulag auch das entgegengesetzte Verhaltensmuster verbreitet - das Spitzelunwesen, auf das man sich,

was ebenfalls gesagt werden muß, aus Angst einläßt, wobei man sich dem Druck eines operativen Geheimdienstangehörigen aussetzt. Obwohl die Archivdokumente, die diesen überaus wichtigen Aspekt des Lager- und Gefängnislebens beleuchten, nach wie vor unzugänglich sind, sind einige wenige davon den Historikern zugänglich geworden, wie etwa zur Zeit der Öffnung des Bestandes der Sonderlager des NKWD in Deutschland 1945-1950. Man kann begründetermaßen davon ausgehen, daß die Instruktionen, die in diesem Fond erhalten geblieben sind, von allgemeiner Gültigkeit waren und gleichermaßen auch im Gulag wirksam waren. In dieser Hinsicht ist sicherlich die Frage äußerst interessant, wie die Bezahlung der Spitzel ausgesehen hat und inwieweit die Überlebenschancen stiegen, wenn man ein Spitzel war. Auf die Frage, inwieweit Häftlinge, die entweder dem Angebot, Nachrichten zu überbringen, zustimmten, oder die freiwillig ihre Dienste anboten, irgendeine finanzielle Vergütung oder andere Vergünstigungen erhielten, findet sich in den bis jetzt zugänglichen Dokumenten keine präzise Antwort. Allerdings kann man anhand der Erinnerungen davon ausgehen, daß es eine Bezahlung, entweder in Form von Geldzuwendungen oder in Form der Zuteilung von zusätzlichen Lebensmitteln, gegeben hat. Beispielsweise findet sich im Bestand der Sonderlager des NKWD in Deutschland eine Verfügung über die Schaffung eines kleinen Lebensmittelfonds zugunsten der Zuträger.

Auf jeden Fall war in den sowjetischen Lagern vom Beginn der dreißiger Jahre an die Frage des Überlebens in einem direkten Zusammenhang damit zu sehen, welche Arbeit ein Häftling erhielt. In den Lagern gab es das geflügelte Wort, daß der Generalsrang auf dem Feld keinen Vergleich mit der Arbeit eines Badewärters im Lager aushalte.

Während die Menschen im Gefängnis unter dem aufgezwungenen Nichtstun litten, hing im Lager alles davon ab, wie schwer eine Arbeit war. Von Mitte der dreißiger Jahre an, nachdem die Politischen und die Verbrecher zusammengeschlossen worden waren, hatten die Kriminellen, die sogenannten »urki«, alle besseren Stellen besetzt. Die allgemeinen Arbeiten werden beispielsweise in den Lagern auf Kolyma, in

Workuta und an anderen Orten so gestaltet, daß diese Lager faktisch Vernichtungslager wurden.

Es ist typisch, daß zahlreiche Repräsentanten der neuen sowjetischen Intelligenz in Lager kamen, die von der stalinistischen Ideologie vergiftet waren, laut der die körperliche Arbeit angeblich formell wichtiger und ehrenhafter war als alles andere. Ein Intellektueller mußte sich dafür schämen, daß er nicht fähig war, mit Schaufel und Krampen zu arbeiten. Interessant ist, wie langlebig dieses Postulat ist. Vor nicht allzu langer Zeit, es war bereits die Perestroika angesagt, erklärten mir die ehemaligen Lagergenossen des sehr bekannten Schriftstellers Warlam Schalamow, eines der besten Autoren zum GULag-Thema, der über sein besonders schweres Schicksal im Lager schrieb, dies damit, daß er nicht fähig gewesen wäre, sich an die körperliche Arbeit zu gewöhnen, und aus diesen Worten war noch zu jener Zeit ein vorwurfsvoller Unterton herauszuhören. Diese Leute kamen beseelt vom Wunsch, möglichst gut zu arbeiten, ins Lager, sie wollten durch die Stoßarbeit beweisen, daß sie keine Feinde seien und daß sie der Vergebung von Partei und Volk würdig seien.

Ljubow G. erinnert sich: »1939 erklärte man uns, daß man die Gefängnisstrafe durch Lagerhaft ersetzen wolle. Man hatte beschlossen, daß man uns als Arbeitskräfte nutzen konnte. Wir weinten vor lauter Glück. Ins Lager! Wozu brauchen wir dann noch die Freiheit!«

Allerdings versteht auch der allerüberzeugteste Kommunist im Lager sehr rasch, daß jedwede ehrliche, angestrenzte körperliche Arbeit im Holzschlag, beim Bau von Eisenbahnen oder in der Goldmine mit dem Wunsch zu überleben nicht in Einklang zu bringen ist. Außerdem dämmert es jetzt einigen, daß auch die bemerkenswerten Rekordleistungen, die das ganze Land in der Zeit der ersten Fünfjahrespläne begeistern, höchstwahrscheinlich Verdrehungen der Fakten sind. Cäcilia K. erinnert sich daran, daß sie im Lager eine früher bekannte Stachanow-Arbeiterin traf und sie fragte, wie es ihr gelungen wäre, diese Heldentaten der Arbeit zu vollbringen, von denen das ganze Land wußte. Diese schaute sie an und antwortete: Sie sind eine dumme Intellektuelle!

So kann man auch die Bedeutung dessen ermessen, was im Lagerjargon als »tufta« bezeichnet wird: das Ins-rechte-Licht-Rücken der vollbrachten Arbeit und ihrer Ergebnisse

Das Überleben war auch gesichert, wenn man in eine sogenannte »scharaschka« kam, eine Art Gefängnis-Version einer wissenschaftlichen Forschungs- und Planungsorganisation. Da hineinzukommen bedeutete ein enormes Privileg. Solschenizyn beschreibt in seinem Roman »Im ersten Kreis der Hölle« eine solche scharaschka in der Nähe von Moskau, wo die Verhältnisse sich grundlegend von denen im Lager unterschieden. Solcherart wurden immer mehr Fachleute - Ökonomen, Geologen, Baufacharbeiter u.a. - im Industrieimperium des GULag eingesetzt. Auch in der Freiheit hatte ja unter den Bedingungen der Kriegszeit die Arbeit in Verteidigungsbetrieben einen fast unfreiwilligen Charakter.

Im Unterschied zu den früheren Häftlingen in den faschistischen Konzentrationslagern mußten sich dadurch die GULag-Häftlinge weniger mit der Frage quälen, welchen Preis sie für das Überleben zu bezahlen hatten. In den Erinnerungen der ehemaligen Frontkämpfer taucht ja relativ häufig das Motiv auf: Warum habe ich überlebt und nicht mein Kamerad? Dieses Motiv ist nicht so maßgeblich für die Überlebenden des GULag. Aber die Frage der Verantwortlichkeit gibt es hier trotzdem ebenfalls - beispielsweise, wenn es um die Lagerärzte geht. Denn gerade sie konnten veranlassen, daß jemand von der Arbeit freigestellt wurde, und manchmal entschied das über Leben und Tod.

Im Lager, wo das Zurückziehen auf sich selbst und das Versenken in die eigenen Gedanken häufig lediglich zu den körperlichen die seelischen Qualen hinzufügt, insbesondere, wenn man bedenkt, daß es äußerst selten möglich war, nahestehenden Menschen zu schreiben, kommt der Literatur eine besondere, tröstende Funktion zu. Und hier wiederum vor allem der Poesie. In den letzten Jahren wurde viel über die sogenannten Lagertheater und über die Laienkunst geschrieben. Aber die Wirkung der Literatur war viel breiter. Zudem hilft die Beschäftigung mit dem einen oder anderen Thema vor allem denjenigen, die sich daran beteiligen. Mit der Literatur ist es we-

sentlich einfacher. Vieles wird in mündlicher Form an die anderen weitergegeben. Es werden Romane nacherzählt, auswendig werden ganze Poeme vorgetragen. Und es werden eigene Verse verfaßt. Die anderen Häftlinge lernen sie auswendig, schreiben sie ab und tragen sie von Lager zu Lager weiter.

So war es auch mit den Gedichten von Sofia S. »Ich habe die Gedichte gebraucht wie die Luft zum Atmen, ich habe meine Seele in die Gedichte hineingelegt, daraus habe ich meine Hoffnung geschöpft. Von der schweren Arbeit hat der Rücken geschmerzt, die Hände haben wehgetan, aber die Gedichte haben uns das Überleben möglich gemacht.«

*Ich möchte aufschreien, daß die Steppe es hört  
Daß die Stürme angstvoll verstummen,  
Daß der Komet sich auf seinem langen Schweif niederläßt  
Und auf die kasachischen Felder schaut.  
Daß das Land zurückblickt  
Auf mein unerhörtes Schicksal.  
So schreien, wenn das Auge bricht  
Und das Herz in Leid erstarrt.*

Es ist typisch, daß fast alle sogenannten politischen Häftlinge sich gerade daran erinnern, welche Rolle die Gedichte in ihrem Lagerleben gespielt haben. Es kann sich dabei durchaus um eine Doppelrolle handeln. Einerseits dient der Erhaltung der moralischen und intellektuellen Integrität der bewußte oder unbewußte Wunsch, das Erlebte im Gedächtnis zu bewahren. Manchmal ist es ein bewußtes Sich-erinnern-Wollen, um danach erzählen zu können, was mit dir und den anderen, die vielleicht die Befreiung nicht mehr erlebt haben, passiert ist. Zahlreiche Verfasser von Memoiren führen dieses Motiv »Ich muß überleben, um davon berichten zu können« an.

Andererseits wurde dabei jedoch auch der Mechanismus der Verdrängung der während der Untersuchungshaft erlittenen Folter, Erniedrigungen usw. wirksam. Bljuma B. führt in ihrer Erzählung ein charakteristisches Beispiel für einen derartigen Verdrängungsmechanismus an. »Als ich gesehen habe, wie auf Kolyma Gold gefördert wird, habe ich gedacht, daß ich, falls ich das Glück haben sollte, nochmals frei zu sein, niemals mehr Goldschmuck tragen würde. Und schauen Sie mich jetzt an, ich

habe sowohl goldene Ohrringe als auch einen goldenen Ring am Finger.«